

Einer von uns beiden war immer im Gefängnis
- Nomzamo Winnie Mandela -

Dieses Interview - hier etwas gekürzt - führte Gisela Albrecht 1978 mit Nomzamo Winnie Mandela, der Frau des zu lebenslänglicher Haftstrafe verurteilten Führers des Afrikanischen Nationalkongresses (ANC) Nelson Mandela, am ort ihrer Verbannung, 350 km von ihrem Wohnort Soweto entfernt.

Am 14. Juni 1958 heiratete ich Nelson Mandela, im September 1958 wurde ich verhaftet und eingesperrt. Ich erwartete gerade meine erste Tochter, die jetzt verheiratet ist. Mein Mann kam gleichfalls ins Gefängnis. Wir waren also zur gleichen Zeit eingesperrt, allerdings in verschiedenen Gefängnissen. Meine Tochter gehört zu den schwarzen Südafrikanern, die das Privileg haben, im Gefängnis gewesen zu sein, bevor sie überhaupt geboren waren.

Interviewerin: Warum wurden Sie verhaftet?

Frau Mandela: Wir hatten diese Anti-Pass-Demonstration organisiert, ich hörte zu den Initiatoren dieser Kampagnen und verlor dadurch meinen ersten Job. Ich arbeitete damals als Sozialfürsorgerin; ich gehörte zu den ersten Schwarzen, die das Glück hatten, einen Job zu bekommen, der eigentlich Weißen vorbehalten war, denn bis dahin waren alle Posten der Sozialarbeit von Weißen besetzt. Ich war die erste Schwarze, die als Sozialarbeiterin im Baragwanath-Krankenhaus in Soweto angestellt wurde.

Interviewerin: Erinnern Sie sich an Ihre Kindheit? Erinnern Sie sich daran, wann Ihnen zum ersten Mal bewusst wurde, dass es schwarze und weiße Menschen gibt und dass es in diesem Land einen schrecklichen Konflikt gibt?

Frau Mandela: Jedes schwarze Kind spürt diesen Konflikt von Anfang an. Sogar als kleines Kind irgendwo weit weg auf dem Land.

Mein Vater war Lehrer. Er war Leiter der Schule in unserem Dorf in der (heutigen) Transkei. Wir wohnten 65 Meilen entfernt von diesem Dorf. Die Weißen wohnten dort, und unsere Schule war dort, und wir mussten also einen Weg von 65 Meilen zurücklegen, um in die Schule zu kommen.

Ich werde niemals vergessen, wie ich, als ich neun Jahre alt war, mit meinem Vater zusammen in dieses Dorf ging und wie kleine weiße Jungen von etwa acht Jahren meinen Vater als Boy anredeten. Und mein Vater war Schulleiter! Er hatte die Kontrolle über eine große Schule, und wir hatten alle großen Respekt vor seiner Autorität.

Und plötzlich machte ich die Erfahrung, dass Kinder, die so alt waren wie ich selbst, ihn mit Boy anredeten. Es gibt nichts, was verletzender, beleidigender und

Mandela, Nomzamo Winnie (1978): Einer von uns beiden war immer im Gefängnis. In: Wie lange noch? Apartheid als Herausforderung für Südafrikas Christen und Kirchen. Dokumente 1970 bis 1980. Herausgegeben und eingeleitet von Elisabeth Adler (1982). Berlin DDR (Union Verlag) Lizenz-Nr. 395/3106/82 LSV 0236. (39-50)

Abschrift für Studienzwecke:
Liberation Processes in pre- and post-colonial Southern Africa (LiPSA)
<http://www.benkhumalo-seegelken.de>
27.03.2009

erniedrigender für ein Kind ist, als wenn man seinen Vater herabsetzt. Von diesem Moment an war alles klar für mich.

Deshalb ist jedes Haus, in dem Schwarze leben und aufwachsen, eine politische Institution. Man braucht einem schwarzen Kind gar nichts mehr zu erzählen und zu erklären, es weiß alles über das Problem der `Rasse´ und der Hautfarbe in Südafrika. Man macht in diesen kleinen Erlebnissen in der Kindheit die Erfahrung, dass irgendetwas zutiefst falsch ist in diesem Land ...

Wissen Sie, es war ganz offensichtlich, dass es zwei verschiedenen Klassen von Menschen gab in diesem Land. Das war ja auch schon in den Gesetzen festgelegt, das brauchte uns niemand zu sagen, wir sahen das einfach. Wir sahen es tagtäglich, als wir heranwuchsen. Wir sahen, wie arm wir waren. Mein Vater bekam natürlich ein „schwarzes“ Gehalt. Wir waren neun Personen zu Hause, und es war für meinen Vater unmöglich, uns alle mit diesem kleinen Gehalt durchzubringen. Wir lebten wie jede andere Landarbeiterfamilie, obwohl wir natürlich ein bisschen privilegiert waren dadurch, dass wir Eltern mit einer Schulerziehung hatten. Aber um uns herum gab es nur Landarbeiter, und wir unterschieden uns sonst in nichts von ihnen.

Und da waren dann diese weißen Kinder, die heranwuchsen und alles hatten. Wir sahen, wie sie im Auto ihrer Eltern spazieren fuhren. Wir gingen immer zu Fuß, 65 Meilen jeden Tag. Damals gab es keine Busse, wir liefen also zu Fuß, weil es gar keine Wahl gab.

Interviewerin: Wie reagierten Sie darauf?

Frau Mandela: Sehr bitter. Wir wuchsen auf und hassten einander. Schwarze und Weiße ...

Ich ging zur Schule, und als ich meinem Lehrer meinen afrikanischen Namen, meinen „schwarzen“ Namen nannte, da sagte er: „Nein, das ist nicht der Name, den ich hören will, ich will deinen christlichen Namen wissen.“ Auch wenn man nur ein Kind ist, man geht dann nach Hause und fragt seine Mutter: „Mutter, was ist falsch an meinen Namen Nomzamo? Was hat mein Lehrer falsch an diesem Namen gefunden?“ Und meine Mutter antwortete: „Geh zurück in die Schule, mein Liebling, und sage dem Lehrer, dass dein Name Winnie ist.“ Ich frage natürlich: warum? Aber ich bekam niemals eine Antwort. Das einzige, was meine Mutter mir sagte: „Weißt du, wenn man Christ ist, muss man auch einen religiösen Namen haben. Nur Heiden haben keinen christlichen Namen.“ Aber mein Name war (und ist) immer Nomzamo. Winnie betrachtete ich als Beleidigung, das ist mein Sklavename, er ist ein Stich, der mich jeden Tag an mein Leben in der Unterdrückung erinnert, der mich daran erinnert, dass ich einen Namen tragen muss, der nicht meiner ist. Ich bin nicht weiß. Ich muss keinen weißen Namen tragen. Auch das ist natürlich Teil des unterdrückerischen Systems, dieser Versuch, uns zu „christianisieren“. Man wollte, dass wir unsere eigene Kultur verlieren, dass wir jemand anderer sind. Wir haben uns in diesem Prozess der Kolonialisierung verloren, haben unsere Identität verloren, bei der alten Generation kann man das genau beobachten, sie tragen alle noch das Stigma eines fremden Namens an sich.

Interviewerin: Wie kommt es, dass sogar schwarze Südafrikaner Sie Winnie und Ihren Mann Nelson nennen?

Frau Mandela: So sind wir eben erzogen worden. Das gehört zu dem System. Das ist dasselbe, als würden Sie mich fragen, warum wir die Passbücher ständig bei uns tragen, obwohl wir sie doch von Grund auf ablehnen.

Warum leben wir denn in Soweto, obwohl wir wissen, dass Soweto ein Ghetto ist. Es ist einfach ein Teil dieser ganzen Struktur von Unterdrückung.

Interviewerin: Haben Sie als Kind schon daran gedacht, das System der Weißen eines Tages zu zerbrechen, oder haben Sie es damals als Schicksal hingenommen?

Frau Mandela: Es ist ganz natürlich, dass man als Kind, dem erzählt worden ist, wie ihm der Weiße das Land weggenommen hat, nur den einen Gedanken im Hinterkopf hat: Eines Tages werde ich mir mein Land wieder zurücknehmen von den Weißen ...

Es ist ja der Weiße, der uns hasst, der uns sogar so weit gebracht hat, ihn zu hassen wegen der Gesetze, die er dem Schwarzen aufgezwungen hat. Er macht Gesetze, die dem Schwarzen gar keine andere Wahl lassen, als den Weißen zu hassen. Wir tragen dafür nicht die Verantwortung. Was heute in Soweto geschieht, ist das Ergebnis dessen, was der Weiße mit seinen Gesetzen angerichtet hat.

Interviewerin: Trotzdem hatte ich in Soweto den Eindruck, dass sogar heute noch viele Schwarze die Weißen immer noch nicht hassen, dass sie auch heute noch vergebungsbereit sind.

Frau Mandela: jeder Mensch mit Sensibilität für das, was richtig ist, wird Ihnen sagen, dass man den Wissen nicht wegwünschen kann. Er ist da. Er ist eine lebende Realität, ein Problem, das existiert, auch wenn er selbst die Ursache davon ist, dass er für sich selbst und andere zum Problem geworden ist.

In einem zukünftigen Südafrika werden wir sowohl wie sie da sein. Und jede zukünftige Regierung muss dieser Tatsache Rechnung tragen. Wirkliche Freiheitskämpfer werden Ihnen immer sagen, dass sie die Weißen nicht hassen. Sie sind es, die frei werden müssen. Nicht wir.

Interviewerin: Sie sagten, dass Sie im Gefühl der Bitterkeit groß geworden sind. Wie sind Sie von diesem Gefühl wieder losgekommen?

Frau Mandela: Man wächst in dieser Bitterkeit auf. Aber sobald einem bewusst wird, dass man kämpfen muss, um das zurück zu gewinnen, was einem weggenommen wurde, ist kein Raum mehr für den Hass. Denn dann beginnt man den Weißen zu verstehen. Er hat solche schreckliche Angst, seine Position zu verlieren. Und doch wird er diese Position in jedem Fall aufgeben müssen, ob er hasst oder nicht.

Interviewerin: Wann fingen Sie an, das zu verstehen?

Frau Mandela: Das war, als ich begann, die politische Situation meines Landes zu durchschauen; als ich anfang, mich selbst zu beteiligen mit dem wenigen, das man als Einzelperson tun kann, um zu einer Veränderung in diesem Land etwas beizutragen. Da wurde mir plötzlich klar, dass wir freier sind als die Weißen, ungeachtet der Tatsache, dass wir ihre Arbeitssklaven sind.

Ich war damals noch auf der Schule. Wir hatten unsere Diskussion in kleinen Studentengruppen. Uns gelang es, Lehrer zu bekommen, die uns die politische Situation erklärten, und diese Zeit gehörte zur wichtigsten meines Lebens. Es war die Zeit, in der ich begann, über mich selbst als Person nachzudenken.

Als ich Examen machte, hörten wir dass es im ganzen Land zu Anti-Pass-Kampagnen kam, und in diesem Zusammenhang hörte ich zum allerersten Mal vom ANC. Da gab es also diese Boykottkampagnen. Wir verstanden natürlich nicht allzu viel davon damals, aber die sofortige Reaktion der Studenten war, auch die Autoritäten in der Schule zu hinterfragen und ihnen den blinden Gehorsam aufzukündigen. Heimlich sammelten wir Geld - es waren nur Pfennige damals -, gaben es unserem Sprecher und baten ihn, einen Weg zu finden, dieses Geld den Menschen zu übermitteln, die es gewagt hatten, die Autorität des Staates öffentlich zu missachten. Unsere Schule musste wegen des Aufruhrs, den diese

Aktion provozierte, für eine Woche schließen. Glücklicherweise führte das dann zu Diskussionen, in denen uns die Lehrer die Lage erklärten.

Als ich mit der Schule fertig war, eröffnete mir mein Vater, dass er alles für mich vorbereitet hätte und dass ich nach Transvaal gehen könnte. Er erzählte mir, dass ich dort eine Ausbildung machen könne, die ganz neu sei, von der er in der Zeitung gelesen hatte: Sozialarbeit ...

Interviewerin: Was taten Sie damals konkret?

Frau Mandela: Ich arbeitete als Studentin der Sozialarbeit in Soweto. Und dabei lernte ich Soweto kennen. Zum ersten Mal begriff ich wirklich, was in unserem Land los war, wie es wirtschaftlich mit der schwarzen Bevölkerung stand, obwohl ich doch auf dem Land aufgewachsen war. Die verheerenden Wirkungen der Unterernährung sah ich erst im Krankenhaus. Ich spezialisierte mich im Krankenhaus auf Kinderfürsorge. Mir wurde damals klar, mit welchen Problemen schwarze Eltern konfrontiert waren, die elf Kinder hatten, aber nicht genug Geld, um sie zu ernähren. Oft war es so, dass der Vater keinen Job bekommen konnte und die Mutter für einen Hungerlohn den ganzen Tag als Dienerin im Haus von Weißen arbeitete. Natürlich folgten aus dieser Situation eine Menge Probleme sehr verschiedener Art. Die Kinder zum Beispiel liefen von zu Hause weg, weil sie dort nicht geborgen waren. Mit so etwa hatten wir täglich zu tun. Es war klar, dass es einen Klassenkampf in Südafrika gab; wenn wir weiße Einrichtungen mit schwarzen verglichen, hatten wir sehr anschauliches Demonstrationsmaterial dafür, wir hatten ja Beziehungen zu beiden Gruppen, durch unsere Studien, auch zu weißen Institutionen, es war sonnenklar, was in unserem Land los war ...

Interviewerin: Hatten Sie damals schon konkrete Vorstellungen darüber, wie eine alternative Gesellschaft würde aussehen sollen?

Frau Mandela: Darüber gab es endlose Gespräche. Wir hatten viele Ideen. Man darf aber nicht vergessen, dass die Nationale Partei gerade erst an die Macht gekommen war. Die Idee mit den Bantustans erschien uns damals wie ein reines Hirngespinnst, das wir gar nicht ernst nahmen. Die ganzen Bantugesetze wurden gerade erst erlassen, und für uns war diese Idee mit den vielen kleinen schwarzen Inseln inmitten eines „weißen“ Südafrika furchtbar verwirrend, die Vorstellung, dass wir alle unser Bündel würden schnüren müssen und in diese so genannten Homelands zurückkehren sollten, war einfach lächerlich für uns. Es war ganz unvorstellbar für uns, dass Südafrika plötzlich in weißes Land sein sollte. Niemand von uns glaubte damals daran, dass die Leute im Parlament so einen Unsinn wirklich ernst meinen könnten. Es war einfach unglaublich, genauso unglaublich, wie diese Apartheidgeschichte auch heute noch ist ...

Interviewerin: Hat die Unterdrückung der Frau durch den Mann in Ihrem Leben eine Rolle gespielt?

Frau Mandela: In der Zeit meiner Sozialarbeit begriff ich zum ersten Mal, dass es nicht nur die politische Unterdrückung des Schwarzen in der weißen Gesellschaft gab, sondern dass darüber hinaus die (schwarze) Frau sich in einer äußersten Situation von Unterdrückung in der Gesellschaft befand. Die schwarze Frau war nicht nur als Frau unterdrückt, sondern auch als Schwarze. Ich studierte damals alles, was mit der „Verwaltung für Eingeborenenangelegenheiten“ zusammenhing. In allen Gesetzen war festgelegt, dass wir - die schwarzen Frauen - „weniger“ waren als alle anderen Menschen. Und das ist bis heute so geblieben.

Die Gesetze des Landes sind so unbeweglich, ich kann 100 Jahre alt sein und bleibe doch minderwertig, habe keine Chance zu gesellschaftlichem Aufstieg, weil ich schwarz bin, das ist das Gesetz. Ich habe keinerlei Mitbestimmungsrecht in diesem Land. Und in der schwarzen Gesellschaft habe ich als Frau auch Probleme.

Es gibt da ein sehr starres Rollenschema zwischen Mann und Frau. Ich glaube, es gibt kaum ein Land in der Welt, in dem ein Mensch so doppelt und dreifach unterdrückt ist wie die schwarze Frau in Südafrika. Sie muss sich mit der Unterdrückung durch Weiße auseinandersetzen und ist außerdem noch der Unterdrückung ihrer eigenen Gemeinschaft ausgesetzt, die die Frau nicht als gleichen Partner akzeptiert.

Interviewerin: Gibt es so etwa wie eine Frauenbewegung in Südafrika, oder ist die Befreiung der Frau zweitrangig gegenüber dem politischen Freiheitskampf der Schwarzen überhaupt?

Frau Mandela: Der Kampf um die Befreiung der Frau ist Teil des gesamten Befreiungsprozesses. Man kann die soziale Rolle der schwarzen Frau nicht neu definieren, wenn man nicht vorher den politischen Befreiungskampf der schwarzen Gesellschaft im ganzen durchgeföhrt hat. Das hängt unlösbar zusammen. Man muss die gesamte Struktur von Unterdrückung durchbrechen, nicht nur einen einzelnen Tatbestand. Sie können soziale Probleme nicht verändern hier in Südafrika, wenn sie nicht vorher die politische Struktur verändert haben. Da die Struktur der weiß-schwarzen Unterdrückung gesetzlich verankert ist, gibt es kein Problem, von dem man sagen könnte, es sei lediglich ein „soziales“ Problem. Das Ganze ist ein politisches Problem, und so muss man es auch angehen. In Südafrika, im Kontext der Apartheidgesellschaft, kann man das Problem der Unterdrückung der Frau nicht einengen auf eine Mann-Frau-Problematik, denn das ist nur Teil der politischen Unterdrückung aller Schwarzen.

Interviewerin: Ich könnte mir vorstellen, dass die schwarze Frau in der Apartheidgesellschaft einerseits doppelt unterdrückt ist, dass sie sich andererseits jedoch durch die erzwungene Trennung von ihrem Mann zu einer sehr selbständigen Frau entwickelt hat.

Frau Mandela: Die Frauen auf dem Land sind sehr emanzipiert. Sie sind genauso kompetent im Lebenskampf wie jeder Mann. Tatsächlich sind sie ja meistens die Familienoberhaupt, da sie oft jahrelang von ihren Männern, die in den Städten leben, getrennt sind. Oft entwickeln die Männer auch in den Städten neue „Unterfamilien“ und kehren niemals mehr zu ihrer ursprünglichen Familie aufs Land zurück. Dadurch haben die Frauen eine bewundernswerte Kraft entwickelt und sind dem Mann als Familienoberhaupt absolut gleich. Das Problem ist, dass die Frau auf dem Arbeitsmarkt mit dem Mann nicht konkurrieren kann, sie bekommt einfach nicht die Jobs, die Männer bekommen, und sie ist so entsetzlicharm, dass es ein politisches Problem ist. Wie kann man also beweisen, dass die Frau eine bewunderungswürdige Kraft im gesellschaftlichen Prozess ist? Man gibt ihr ja keine Chance, dafür den Beweis anzutreten. Sie kann zwar das Land bestellen, sie kann ein Haus bauen, sie ist so gut wie jeder Mann und könnte gegen jeden Mann antreten, aber sie hat eben keine Möglichkeit dazu. Eine Frauenbewegung gibt es also in der Form, wie man sie allgemein kennt, bei uns nicht. Wir sind viel zu sehr beschäftigt mit dem Befreiungskampf des ganzen schwarzen Volkes; wir können so furchtbar wenig für diese Befreiung tun, wollen aber wenigstens alles tun, was in unserer macht steht, und wollen unsere Kräfte deshalb nicht zersplittern.

Interviewerin: Mussten Sie persönlich sich gegen die Herrschaft Ihres Mannes zur Wehr setzen?

Frau Mandela: Nein, überhaupt nicht. Wir waren so verwickelt in den politischen Kampf um die Befreiung der Schwarzen, es war einfach kein Raum für gegenseitige Unterdrückung zwischen uns beiden. Wir waren zu viel damit beschäftigt, für unsere Sache zu kämpfen, als auch nur in den Begriffen von Mann-Frau zu denken. Im Kampf sind wir alle gleich. In einer Hinsicht sind wir schwarze

Frauen also tatsächlich schon sehr frei. Frauen haben immer eine hervorragende Rolle im schwarzen Befreiungskampf gespielt. Bevor der ANC verboten wurde, waren Frauen eine wichtige Kraft in ihm. Man darf ja auch nicht vergessen, dass es vorwiegend die schwarzen Frauen sind, die die Kinder erziehen. Die zukünftigen Führer dieses Landes werden also von Frauen erzogen.

Um diese Kinder von Soweto, die zum Aufstand angetreten sind, das sind Kinder eben der Mütter, die früher schon gegen die Rassengesetze gekämpft haben, der Mütter, die die Anti-Pass-Kampagnen organisiert haben. Es sind ihre Kinder, die heute den Widerstand in Soweto organisiert haben. Jedes Haus eines Schwarzen ist eine politische Institution, wie gesagt; die Regierung will es nicht wahrhaben, aber es ist so: Jedes einzelne Haus ist eine politische Zelle.

Interviewerin: Können Sie mir etwas über Ihr Leben mit Ihrem Mann erzählen?

Frau Mandela: Sie möchten wohl eine romantische Geschichte hören? Er hat mich einfach angerufen, weil ich Sozialarbeiterin im Baragwanath-Krankenhaus war. Er rief an und bat mich mitzuhelfen, Geld für die Arbeit des ANC aufzutreiben. Ist da etwa irgendetwas Romantisches dabei? Stellen Sie sich das vor, das war wirklich unser erster Kontakt. Wir bekamen täglich etwa Hunderte von Anrufen, und bei diesem Anruf war zufällig ich es, die am Telefon war. Er stellte sich als Nelson Mandela vor, und natürlich hatte ich schon viel von ihm gehört, aus Zeitungen, und außerdem war er Patron unserer Schule. Aber ich hatte ihn niemals persönlich getroffen. Und er sagte ganz einfach: „Ich möchte mit Ihnen darüber diskutieren, ob Sie uns helfen können, Geld für den Kongress zu sammeln. Der ANC braucht Geld, und wir sind sicher, dass Sie uns helfen werden.“ Natürlich sagte ich ja. So haben wir uns also getroffen. ER war damals, 1956, schon ein nationaler Führer, den ich schon kannte aus der Zeit, in der wir auf der Schule unsere Cents für den ANC sammelten.

Ich habe niemals wirklich mit ihm gelebt.

Natürlich kannte ich seine Reden, aber ich hatte zum Beispiel niemals die Gelegenheit, ihm bei einer Rede zuzuhören, wenn er sie hielt. Ich las darüber in der Zeitung wie jeder andere Mensch. Ich war fast niemals mit ihm zusammen, wir hatten einfach keine Zeit dazu. Als wir heirateten, war er gerade in den Hochverratsprozess verwickelt und stand vor Gericht. Er lebte unter Bann, und wir bekamen eine Ausnahmegenehmigung, um heiraten zu können. Die einzige Zeit, die ich kontinuierlich mit ihm zusammen lebte, waren die sechs Tage, die ihm für die Hochzeit zugestanden worden waren. Danach war er in Pretoria, wo der Prozess stattfand. Er fuhr jeden Tag dorthin. Er gehörte zu der Gruppe, die die Verteidigung vorbereitete, er arbeitete bis spät in die Nacht, kam dann im Morgengrauen nach Hause und ging morgens schon wieder zu den ANC-Treffen. Ich sah ihn also nur, wenn er nach Hause kam, um sich umzuziehen. Wenn er ausnahmsweise doch einmal zu Hause war, kamen immer Leute zu uns, die in Schwierigkeiten waren und denen er zu helfen versuchte. Er war also praktisch nie zu Hause, so dass wir niemals wirklich wie Mann und Frau zusammenleben konnten.

Interviewerin: Hat er denn seine Reden nicht zu Hause geschrieben?

Frau Mandela: O nein, das ging nicht. Die Polizei kam ständig und untersuchte unser Haus. Er konnte in unserem Haus nichts schreiben oder vorbereiten, was den ANC betraf. Mit der Zeit nämlich nahm uns damals die Polizei alle Dokumente weg, die wir im Haus hatten. Er hat also so gut wie gar nicht zu Hause gearbeitet, und deshalb wusste ich auch meistens nicht, was er gerade tat. Auch seine letzte große Rede in Pietermaritzburg hat er natürlich nicht zu Hause vorbereitet.

Das war übrigens das letzte Mal, dass ich ihn vor seiner Verhaftung sah. Er kam von dem Prozess nach Hause, am Tag, nachdem er freigesprochen worden war. Er bat mich, ihm einige Sachen zu packen. Das tat ich. Dann ging er weg. Ich hatte keine Ahnung, wohin. Erst am nächsten Tag las ich in der Zeitung, dass er seinen Bann gebrochen hatte und eine öffentliche Rede auf einer Versammlung in Pietermaritzburg gehalten hatte. Er tauchte daraufhin unter und arbeitete im Untergrund. Ich wusste niemals, wo er war. Er kam ja nicht nach Hause. Mir war natürlich klar, dass er im Auftrag des ANC so handelte und dass es deshalb keine andere Möglichkeit gab.

Er verließ dann das Land, um mit einigen ausländischen Staatsoberhäuptern Kontakt aufzunehmen. Und dann, eines Tages, wurde er verhaftete.

Ich habe also nie mit ihm zusammen gelebt. Und wie jedes junge Mädchen warte ich auf den Tag, an dem er zurückkommt und ich endlich mit ihm leben kann. Wir haben immer noch ein Stück unseres Hochzeitskuchens. Wir hatten keine Zeit, ihn aufzuessen. Unsere Hochzeitsfeier ist also noch nicht beendet. Ich habe ja auch die meiste Zeit meines Lebens im Gefängnis verbracht. Einer von uns beiden war immer im Gefängnis.

Interviewerin: Glauben Sie, dass man Sie so sehr unter Kontrolle hielt, weil Sie die Frau von Nelson Mandela waren, oder hat man Sie selbst als eine so große Gefahr betrachtet?

Frau Mandela: Ich glaube, beides. Einerseits wurde ich so behandelt, weil ich die war, die ich bin. Es war ganz klar, dass man Nelson damit traf, wenn man mich ins Gefängnis sperrte. Als sie aber merkten, dass ich mich durch ihre Einschüchterungen überhaupt nicht beirren ließ, fingen sie an, sich ernstlich Sorgen zu machen. Und nun betrachten sie auch mich selbst - ganz abgesehen von Nelson - als Teil ihres Problems.

Wenn ich ihn im Gefängnis besuche, dürfen wir überhaupt nichts besprechen, was auch nur entfernt mit Politik zu tun haben könnte. Wir müssen über uns reden, über unsere Liebe zueinander - was wir uns jetzt seit 16 Jahren wiederholen -, dann müssen wir über die Kinder reden. Das ist alles. Aber wenn man einige Gefängniserfahrungen hat, kann man sich natürlich verständigen. Ich weiß, dass er informiert ist.

Interviewerin: Meinen Sie, dass Black Consciousness mit dem „schwarzen Selbstbewusstsein“ die Masse der einfachen schwarzen Bevölkerung erreicht, oder ist es eher eine intellektuelle Antwort der gebildeten Jugend auf die Gewalt der Weißen?

Frau Mandela: Alles, was ich Ihnen dazu sagen kann: Jeder Schwarze ist heute von der Situation betroffen. Jeder einzelne schwarze Mensch.

Das ist eines der positiven Dinge, die die Buren getan haben: Sie haben jeden Schwarzen gleich behandelt. Sie haben keinem Schwarzen erlaubt aufzusteigen und haben es verhindert, dass sich eine schwarze Mittelklasse bildet. Wenn man das tut, wenn man die Bildung einer privilegierten Klasse verhindert, wenn ein weißer Polizist mit einer völlig ungenügenden Schulausbildung das Recht hat, mit einem schwarzen Arzt, der vier oder fünf Universitätsgrade hat, ebenso umzuspringen wie mit jedem kleinen schwarzen Botenjungen, wenn also Dr. Motlana, der eine ausgezeichnete Universitätsausbildung besitzt, ganz genauso behandelt wird wie ein Bürolehrling, dann bedeutet das, dass man alle Schwarzen den gleichen Gesetzen unterworfen hat, dass die herrschende weiße Minderheit keinerlei Klassenspezifizierung in der beherrschten schwarzen Mehrheit zugelassen hat. Und wenn man das nicht zulässt, dann gibt es für alle nur einen Weg; es gibt keine verschiedenen Wege. Man kann nur noch Erfolg haben, indem man das jedem

einzelnen bewusst macht. Die Buren haben uns die Sache durch ihre Haltung also leichter gemacht: Es gibt nur ein Problem, und das gilt für uns alle gleichermaßen: die Unterdrückung.

Interviewerin: Ist es in diesem Stadium möglich, Vorstellungen über konkrete Züge einer alternativen Gesellschaft zu entwickeln? Ich meine, gibt es Vorstellungen, wie nun eine befreite Gesellschaft, in der Schwarze und Weiße gemeinsam leben können, in der die Interessen beider Gruppen geachtet werden, aussehen könnte?

Frau Mandela: Genau damit beschäftigt sich der Schwarze heute mehr als mit irgendetwas anderem. Die Frage ist nicht mehr: „Wann werden wir unsere Freiheit gewinnen“, sondern die Frage lautet heute: „Was werden wir mit unserer Freiheit tun, wenn wir sie haben?“

Das einzige, was ganz klar ist: Alle Menschen von Südafrika müssen den Reichtum des Landes teilen. Und diese Maxime des Teilens schließt alles andere mit ein. Was immer für eine Regierung wir auch haben werden: Solange die Menschen den Wohlstand teilen, solange alle Menschen gemeinsam das Verfassungsrecht über ihr Land haben, solange sie das Recht haben, selbst darüber zu bestimmen, was sie angeht, sind die Schwarzen befriedigt. Sie sind am Selbstbestimmungsrecht der Menschen interessiert. Im Augenblick ist es nicht relevant, über die Regierungsform der zukünftigen Gesellschaft im einzelnen nachzudenken. Das wird später gelöst werden.

Interviewerin: Darf ich Ihnen eine persönliche Frage stellen? Wie können Sie es ertragen, gebannt zu sein? Von all Ihren Freuden getrennt zu sein? Ohne Kontakt zu allem, was zu Ihrem Leben in der Stadt gehörte?

Frau Mandela: Das ist ein Teil des Kampfes. Da muss ich einfach durch. Ich nehme es einfach als Teil dessen, was ich ertragen muss.

Interviewerin: Was passierte damals, als Sie gebannt wurden?

Frau Mandela: Oh, man kam einfach, ohne vorher etwas anzukündigen, holte mich ab, nahm mich mit und setzte mich hier ab.

Ich habe keinerlei Möglichkeit, mit den Menschen hier Kontakt aufzunehmen. Sie sprechen eine andere Sprache als ich. Inzwischen kann ich schon ein paar Brocken verstehen, ich bin ja nun schon über ein Jahr hier. Mit den Weißen ergeht es mir ähnlich. Ich kann auch mit ihnen keinen Kontakt aufnehmen, denn ich verstehe auch die Sprache, die die Weißen hier sprechen, nicht. Nur wenige Leute hier sprechen Englisch. Das war ja wohl der Sinn der Sache, mich zu isolieren. Die Idee bei dem Bann ist es ja, Sie auf Ihre eigenen Kosten im Gefängnis zu halten, denn natürlich ist man tatsächlich gefangen, wenn man gebannt ist. Aber das Gefängnis war ja schon immer ein Teil meines Lebens.

Interviewerin: Sie haben niemals den Mut verloren und die Hoffnung?

Frau Mandela: Nein, natürlich nicht. Warum sollte ich? Wie kann ich die Hoffnung verlieren, wenn ich weiß, dass letztendlich dieses Land mein Land ist? Ich werde es zurückbekommen. Ich muss dies alles jetzt ertragen, um mein letztlisches Ziel zu erreichen.

(Sie schweigt lange).

Ich bin zu klein in diesem unübersehbaren Befreiungsprozess. Ich bin zutiefst von meiner Unwichtigkeit überzeugt. Was sie mir persönlich antun, ist ganz irrelevant. Schwarze sterben jeden Tag. Für unsere Sache verlieren jeden Tag Menschen ihr Leben.

Interviewerin: Sie glauben, Schwarze und Weiße könnten friedlich in einem Land zusammen leben?

Frau Madela: Sie werden zusammen leben. Für diese Vision, für die zukünftige Gesellschaft gebe ich meine Leben. In der Zukunft werden die Menschen in diesem Land zusammen leben, Schwarze und Weiße. Wir wollen es, und wir werden es.